

Frankenkredit: „Gerade so gut hätte man zur Spielbank gehen können“

Der starke Franken bereitet der Schweizer Wirtschaft Kopfzerbrechen. Aber auch Frankenkreditnehmer zittern. Ein Schweizer Wirtschafts-Professor klärt auf.



Der teure Franken drückt auf die Gewinnmargen - und auf die Stimmung.

Foto: Schaadfoto/Andreas Schaad

Innsbruck - Der Schweizer Franken genießt bei den Investoren traditionell den Ruf als „Hort der Stabilität“. Bereits mit der Zuspitzung der europäischen Schuldenkrise und der Diskussion über ein neues Rettungspaket für das hoch verschuldete Griechenland kannte der Kurs des Schweizer Frankens nur eine Richtung: steil nach oben. Die Folge: Da Euro und Dollar gegenüber dem „sicheren Hafen“ Schweizer Franken stark an Wert verloren haben, müssten die Exporteure ihre Preise im Ausland kräftig erhöhen, wenn sie genauso viele Franken in der Kasse haben wollen wie bisher. Das ist aber in hart umkämpften Märkten nicht ohne weiteres möglich. Der teure Franken drückt deshalb die Gewinnmargen - und auf die Stimmung. tt.com sprach mit Martin Janssen, Professor im Institut für Banking und Finance an der Universität Zürich, über den starken Franken und seine Auswirkungen auf die Schweizer und die Schweizer Wirtschaft. Zu Frankenkrediten in Österreich fallen ihm nur harte Worte ein.

Der Franken hat gegenüber dem Euro deutlich an Wert gewonnen. Für einen Euro bekommt man schon 1,16 Franken. Das ist nah an der Währungsparität. Wie soll das weitergehen?

Martin Janssen: Wie das weitergehen soll, kann niemand sagen. Es gibt ein Austausch- Gleichgewicht, zu dem die Märkte, d.h. Konsumenten und Firmen, drängen. Heute liegt dieses Gleichgewicht bei etwa 1,30 Franken pro Euro. Es gibt aber Kräfte, die weg vom Gleichgewicht tendieren. Zu diesen Kräften gehören unter anderem die Maßnahmen der Europäischen Union, die zur Schuldenkrise getroffen wurden. Ich spreche hier im Besonderen von der Ausweitung des ESFS (Europäischer Finanz-Stabilitätsfonds, Anm.) und der Gewährung von noch mehr Krediten zu falschen Zinsen an Schuldensünder wie Griechenland, von Zusagen, die Banken in der EU zu stützen und anderen Versprechen. Meiner Meinung nach gehen diese Maßnahmen in eine völlig falsche Richtung. Sie werden das Wirtschaften in der EU sehr viel teurer machen. Diese Maßnahmen erschweren auch eine Rückkehr zum Wechselkurs von 1.30 Franken pro Euro. Mittelfristig, in vielleicht fünf oder sieben Jahren, wird sich das Gleichgewicht in Richtung Parität verändern. Konsumenten und Firmen reagieren natürlich auf diese Situation. Schweizer kaufen beispielsweise in Deutschland oder Österreich ein, weil die Importpreise in der Schweiz zu wenig rasch sinken.

Die Schweizer Wirtschaft ächzt unter dem starken Franken. Unternehmen möchten sogar die Arbeitszeiten bei gleichbleibendem Einkommen verlängern. Ist das der richtige Weg?

Janssen: Letztes Jahr lag der Eurokurs bei 1,50 Franken, zu Beginn des Jahres bei etwa 1,30 Franken, aktuell befindet er sich bei 1,16. Für die Exporteure bedeutet das, dass weniger Erträge erzielt werden. Gewinne haben sich in Verluste gewandelt. Zurzeit leben viele Unternehmen von ihrer Substanz. Wollen diese Firmen überleben, und wer will das nicht, müssen sie versuchen, die Preise ihrer Produkte zu erhöhen und - vor allem - ihre Kosten zu senken. Dazu gehören vermehrte Einkäufe im Ausland, aber auch eine Senkung der Lohnkosten. Auch der Staat könnte einen kleinen Beitrag leisten: weniger Bürokratie im Export, tiefere Steuern, flexiblere Märkte, die rasch auf neue Situationen reagieren. Besonders unglücklich bin ich ob der Deviseninterventionen der Schweizerischen Nationalbank. Sie hat in den letzten zwei Jahren mehr als 150 Milliarden Euro gekauft und darauf mehr als 50 Milliarden Schweizer Franken, 10 Prozent des Volkseinkommens, verloren. Mit diesem Geld hätte man besser schweizerische Exporteure unterstützen oder strategische Beteiligungen an ausländischen Firmen erwerben können.

Ein Vorschlag der Schweizer Sozialdemokraten ist, den Franken an den Euro zu koppeln. Damit würden die traditionell niedrigen Zinsen steigen, was wiederum die Hausbesitzer stark treffen würde. Wäre das eine Lösung?

Janssen: Das ist eine ganz schlechte Lösung. Das wäre die Aufgabe des Schweizer Franken als selbstständige Währung. Eine Rückkehr zum Schweizer Franken wäre nicht mehr möglich. Die Schweiz müsste die Fehlentscheidungen der Europäischen Union mittragen und mitfinanzieren. Da habe ich doch lieber die Unabhängigkeit der Schweizerischen Nationalbank mit ihren vergleichsweise kleinen Fehlern als die EZB, die ihre Unabhängigkeit im Wesentlichen aufgegeben hat. Der ganze Vorschlag ist überdies gesetzlich und verfassungsrechtlich gar nicht möglich.

Welche Möglichkeiten gäbe es, den starken Franken unter Kontrolle zu bekommen?

Janssen: Die Firmen müssen lernen, sich noch rascher an die Veränderungen der Märkte anzupassen. Vor allem müssen die Importmärkte und der Arbeitsmarkt noch viel flexibler werden. Es müsste, beispielsweise, möglich sein, Parallelimporte zu tätigen. (Als Parallelimport bezeichnet man den meist gewerblichen Import von im Ausland produzierten Waren, auf einem Vertriebsweg, der nicht vom Hersteller autorisiert wurde. Das Vertriebsnetz des Herstellers im Inland wird dabei absichtlich umgangen, weil sich die Ware im Ausland aufgrund der Preispolitik des Herstellers oder steuerlicher oder von Wechselkurs-Unterschieden günstiger erwerben lässt. Quelle: Wikipedia). Teilweise sind solche Parallelimporte in der Schweiz verboten.

Können die teuren Exporte nicht durch günstige Importe ausgeglichen werden?

Janssen: Export- und Importbetriebe sind meist nicht dieselben. Oft hat ein Exporteur 80 Prozent seiner Einnahmen in Euro und US Dollar, den grossen Teil seiner Kosten (vor allem Löhne) aber in Schweizer Franken. Deswegen gibt es hier im Allgemeinen keinen Ausgleich. Bei den Haushalten ist die Situation anders: Wären die Importmärkte preislich flexibel und würden Wechselkursveränderungen rasch an die Käufer weitergeben, könnten sogar Lohnkürzungen, welche in den Exportfirmen zum Überleben notwendig werden, wertmäßig teilweise aufgefangen werden. Obwohl die Schweizer Wirtschaft viel flexiblere Märkte hat als alle Staaten der EU, sind auch bei uns vor allem die Importmärkte noch zu starr.

Für österreichische Frankenkreditnehmer wird die Situation immer schlechter...

Janssen: Die Banken haben ihren Kunden die Übernahme von Risiken empfohlen resp. deren Übernahme nicht verhindert, die man einfach nicht hätte übernehmen dürfen. Das sind sogenannt unsystematische Risiken, die nicht entschädigt werden. Man hat entweder Glück oder Pech. Gerade so gut hätte man zur Spielbank gehen können.

Das Gespräch führte Serdar Sahin